

Leseprobe

Putins kleiner Finger

Marc Späni, 2022

22. 2.

Ein Lieferwagen steht vor unserem Wohnblock, junge Leute schleppen Möbel, Kisten, Regalbretter, Lampen, Teppiche und allen möglichen Kleinkram ins Haus.

Joe ist vom Wohnzimmertisch aufgestanden und beobachtet das Treiben. «Studenten, garantiert. Ich sag dir, jetzt geht's los mit nächtelangen Partys, lauter Musik, Kanabis-Wolken im Treppenhaus...»

Fünf sind es, die das Umzugsgut ins Haus fügen, als wäre es das Spassigste der Welt, heben etwas hoch, verschwinden damit hinter der Kirschlorbeerhecke, tauchen nach einer Weile wieder auf, holen die nächste Fuhre, plaudern, lachen.

«Was die alles anschleppen!», staune ich.

«Pah. Das ist ein Bruchteil von dem, was wir damals aus dem Haus ausgeräumt haben.»

«Definitiv keine Vertreter des Minimalismus.»

«Ich mag eh keine Minimalisten», brummt Joe.

«Ich meine Leute, die versuchen, mit wenig auszukommen», präzisiere ich, «die in Minihäusern leben und nur das Nötigste kaufen.»

«So ein Quatsch.»

«Na ja, wenn man sich mal überlegt, was man wirklich braucht», sinniere ich, «aufräumen, Platz schaffen...»

«Hier muss man aufräumen», sagt Joe und tippt sich an die Stirn, während er sich wieder hinsetzt.

Joe ist mein Nachbar und Rentner. Unsere Vorgärten grenzen aneinander, und obwohl er dauern unterwegs ist, kann ich sicher sein, wenn ich nur einmal schnell rausgehe, um eine zu

rauchen, steht er schon da, gleich darauf auf meinem Sitzplatz, und wenn es kalt ist, in der Wohnung. Er hat immer etwas zu erzählen, verfolgt die Nachrichten und interessiert sich für meine Schreibearbeit, was ich ihm hoch anrechne, ist er doch einer der wenigen. Für alles scheint er sich unendlich viel Zeit zu nehmen, was eigentlich seltsam ist, weil gegen Ende des Lebens die Zeit doch zunehmend knapp wird und man eher schauen müsste, alles Wichtige noch unterzubringen.

Die letzte halbe Stunde haben wir uns über die Lage in der Ostukraine unterhalten, was Russland mit dem riesigen Truppenaufmarsch und den Manövern bezweckt und wie sich die europäischen Politiker in Moskau zur Lachnummer machen.

Anna huscht zwischendurch vorbei, macht sich in der Küche einen Tee, verschwindet wieder in ihrem Arbeitszimmer. Sie meint, Joe halte mich von der Arbeit ab. Aber wenn ich ehrlich bin, kommen mir seine Besuche ganz gelegen. Ich stecke nämlich fest. Ich hatte vorgehabt, die Wochen, bis die Schreibseminare an der Volkshochschule wieder losgehen, kreativ zu nutzen. Für eine mehrschichtige Erzählung auf der Basis von Artikeln aus Gratiszeitungen, Netflix-Serien, sozialen Netzwerken, aus allem halt, was uns heute grosse und kleine Geschichten liefert. Vor allem die Gratiszeitungen haben es mir angetan. Auch wenn ich zuhause arbeite, gehe ich im Lauf des Morgens am Bahnhof vorbei und hole mir eine aus der Box. Ich habe schon eine ganze Sammlung, notiere mir jeweils in Kurzform die Themen einzelner Artikel. Hier das Ergebnis von heute:

Influencerin zeigt ihren Freund

Riesige Qualle trifft auf Taucher

Musiker wegen Depressionen in Therapie

Eheaus von Ex-Miss

Tochter von Fussballstar (10) bekommt Zwergkaninchen

Blabla-Kassen in französischen Warenhäusern

Secondos haben es geschafft.

Am 22. 2. 2022 heiraten: glückliche Paare.

Junge Frau giesst Pflanzen mit Periodenblut

Fischstäbchen-Pizza dank Twitter
Youtuber endlich stolz auf sich.

Eine eigene Welt aus aufgeblasenen Belanglosigkeiten, aber mit eigenen Erzählstrukturen und Deutungsmustern, die ich für eine experimentelle Erzählung verwenden möchte. Aber eben, ich stecke fest. Ich möchte diese bunte Erzählwelt kontrastieren mit derjenigen gewöhnlicher Leute, die in ihrem eigenen Leben keine solchen Dinge erleben, sehe aber noch nicht, wie ich die beiden Ebenen verknüpfen, den Leser von einer zur anderen Ebene führen soll.

Vor einigen Tagen kam mir die Idee, ich könnte Menschen aus meinem Umfeld porträtieren und in diesem Zusammenhang auch Joes unabwendbare Besuche für mein Projekt verwerten.

«Du möchtest meine Memoiren schreiben?», fragt er amüsiert.

«Nicht deine Memoiren. Mich interessiert dein Leben, dein Alltag.»

«Mein Alltag», murmelt er, als hörte er das Wort zum ersten Mal.

«Was machst du, wenn du nicht gerade anderen Leuten die Zeit raubst?»

Er lacht. «Was Renter halt so machen.»

«Zum Beispiel?»

Er erzählt mir von den Kaninchen, die ich natürlich kenne, hält er sie doch in seinem Vorgarten, ihrer Pflege, der Instandhaltung von Stall und Aussengehege.

«Und sonst?»

Er überlegt eine Weile. «Aquafit», sagt er dann, «drüben im Wasserpark.»

«Aquafit», wiederhole ich wenig begeistert.

«Kannst ja mal mitkommen.»

Ich schüttele den Kopf und wir schauen eine Weile aus dem Fenster. Der Lieferwagen ist in der Zwischenzeit weggefahren. Während ich mir überlege, ob Joe wirklich als Figur für meine Erzählung taugt, monologisiert der weiter über die triste

Weltlage: «Dieser Putin verarscht doch alle, die EU, die NATO, die Amis. - Nein, da hat Europa nichts mehr zu melden, wir sind weltpolitisch weg vom Fenster - Der macht eh, was er will», und so weiter, und so fort.

Es klingelt, Anna macht auf. Vor der Tür stehen zwei junge Leute und stellen sich als die neuen Mieter vor. Eine eher klein gewachsene Frau mit Pferdeschwanz und lebhaften Augen, ihr Freund, mit rundlichem Gesicht und gutmütigem Blick, die Haare trotz Umzug sorgfältig gestylt. Nur sie ziehen ein, Sandra und Filip, beide Anfang zwanzig, die andern waren Umzugshelfer. Auch Joe kommt an die Tür.

«Joe wohnt eigentlich da», erkläre ich und zeige auf die Wohnungstür gegenüber.

«Er ist Schriftsteller», sagt jetzt Joe und zeigt auf mich, als erkläre das die Situation.

Ich will schnell darüber hinweggehen, aber Sandra hakt gleich nach: «Echt? Vielleicht hab ich was von dir gelesen.»

«Sandy liest Unmengen Bücher», erklärt Filip.

Ich nenne ihr meine drei Krimi-Titel, aber sie schüttelt nur etwas verlegen den Kopf.

«Braucht man nicht zu kennen», beruhige ich sie. Sowieso schäme mich immer ein wenig für die Krimis, den grössten Absatz hatte ich, als sie im lokalen SPAR an der Kasse auflagen, weil ich den Inhaber kenne. - Aber die Krimis sind immerhin herausgekommen. Für die wirklich guten Sachen suche ich noch immer einen Verleger. Na ja, zu einem guten Teil sind sie auch noch nicht geschrieben.

Wir plaudern noch ein wenig über den Umzug, den Block, beantworten Fragen zur Benutzung der Waschküche und zum Fahrradkeller, dann verabschieden sich die beiden wieder und ziehen sich in die Wohnung zurück, wo sie zwischen Kisten und halb zusammengebauten Möbeln die Nacht verbringen werden.

«Nette Leute, ganz nette Leute», wiederholt Joe mehrmals, bevor er mir einen schönen Abend wünscht und doch noch in seine eigene Wohnung zurück geht.

Zwei Tage später hat Russland seine Militäroffensive gegen die Ukraine gestartet. Über Nacht Artillerie- und Raketenbeschuss, dann erste Panzereinheiten auf dem Vormarsch Richtung Kiew. Auf allen Kanälen laufen Sondersendungen, auf allen Newsplattformen nur Berichte über den Militärschlag, wie Selenski zur Verteidigung aufruft, die ganze Welt Empörung äussert, der Westen erste Sanktionen beschliesst, die Schweiz noch zögert, sich anzuschliessen.

Ein historisches Ereignis.

Ein Medienereignis.

Alle historischen Ereignisse, die ich erlebt habe, waren für mich Medienereignisse: 9/11 habe ich am Fernsehen mitverfolgt, ich erinnere mich, dass ich in Bremen an einer Tagung war, auch Desert Storm lief über den Bildschirm wie ein Online-Game, sogar die Corona-Pandemie vor zwei Jahren kam zum grössten Teil über die Medien rein: chinesische Seuchenschutzbehörde in Ganzkörperanzügen, Konvois von Militärlastwagen mit Särgen in Norditalien - wie in einem schlechten amerikanischen Katastrophen-Thriller. Die Krise betraf mich persönlich dann aber nur so weit, als ich einige Monate von zuhause aus arbeiten und an öffentlichen Orten eine Maske tragen musste.

Den ganzen Tag verfolge ich das Geschehen im Internet, lese den Newsticker von SRF, schaue die Medienkonferenz des Bundes. Ich ertappe mich beim Gedanken: Endlich geht etwas! Ein historisches Ereignis, und ich kann zuschauen! - Gleichzeitig schäme ich mich dafür, weil es doch schrecklich ist, weil Menschen sterben. Aber dass das Ganze real ist, bleibt abstraktes Wissen. Wir sehen nur Korrespondenten vor verstopften Ausfahrtstrassen, verwackelte Handyaufnahmen von fernen Bombeneinschlägen, Panzerkolonnen auf schwarzweissen Überwachungsvideos von russisch-ukrainischen Grenzposten.

Anna und mich schockiert die Unverfrorenheit der grossangelegten Aktion, die plötzliche Rückkehr von militärischer Gewalt. Dass es so etwas überhaupt geben kann. Anna fragt mich, warum die Geheimdienste einen solchen Typen wie Putin nicht einfach eliminieren können.

Auch den Abend verbringe ich am Bildschirm: verfolge zuerst die Tagesschau, dann eine Sondersendung mit Spezialisten im Studio, Korrespondenten in der Ukraine, in Moskau, in Brüssel und Washington. Bilder, Berichte, Analysen.

Der zugeschaltete Militärexperte, ein Journalist der NZZ, war mit mir in der Rekrutenschule und hat sich später offenbar bis zum Oberstleutnant hochgedient. Er erklärt das taktische Vorgehen der Russen, fast wie wir das damals, vor rund dreissig Jahren, geübt hatten, als Nachrichtenzeichner, mit blauen und roten Filzstiften auf einer Schweizer Landeskarte im Massstab 1:50 000. Ich erinnere mich, dass er nach der RS alle aus seinem Zug zu sich nach Thun eingeladen hatte und dass wir den ganzen Abend Dyre Straits hörten: *Sultans of Swing* und *Money for Nothing*.

Eine Korrespondentin, die aus einer Kleinstadt in der Krisenregion berichtet, versucht die Absurdität der Situation anschaulich zu machen: dass plötzlich dort, wo man wohnt und arbeitet, Raketen einschlagen, dass man sich vorstellen muss, die Männer auf den ukrainischen Panzern, die in Gegenrichtung zu den Autokolonnen Richtung Frontlinie fahren, könnten in den nächsten Tagen tot sein, Söhne, Brüder, Ehemänner, Familienväter. Ich versuche mir vorzustellen, wie das hier wäre, hier bei uns. Schaue mich um, horche. Draussen fährt der Ortsbus vorbei, der Kühlschrank brummt, Anna telefoniert mit einer Freundin. Bombeneinschläge? Raketen? Beschuss durch Armeehelikopter? Am nächsten an ein reales Erlebnis kommt eine Netflix-Serie, die ich kürzlich geschaut habe, über den norwegischen Nato-Einsatz in Afghanistan. In einer Episode gerät ein Konvoi unter Beschuss, und das Ende der Staffel bildet ein Bombenattentat durch einen Selbstmordattentäter:

Staub, blutüberströmte Gesichter, kein Ton. Um mir solche Situationen ansatzweise vorstellen zu können, muss ich auf Netflix zurückgreifen.

Wir bleiben Zuschauer.

Natürlich sind wir empört, entsetzt, entrüstet. Und natürlich wollen wir auch auf dem Laufenden bleiben, was in der Zwischenzeit passiert ist, wo die Truppen stehen, ob schon Panzer in Kiew sind, Häuserkämpfe toben.

Ich fahre mit dem Bus zum Wasserpark. Während die Kiewer Bevölkerung in den Metrostationen die Bombardements aussitzt, ziehe ich meine Badehose an, stelle mich unter die Dusche und betrete dann den dunstigen Badebereich. Gleichförmige rauschen die Filterpumpen, ein künstlicher Himmel zieht sich über das Wellenbad und den Kinderbereich, weiter hinten gehts zum Rutschenparadies. Es sind erst wenig Leute da, kleinere Kinder mit Müttern, die sich schnell die wenigen Liegestühle sichern. Von einem Bademeister lasse ich mir den Durchgang zum Sole-Bad zeigen, wo ich mit Joe verabredet bin.

Hier sind noch weniger Leute, mehrheitlich ältere, einige mit altertümlichen bunten Gummi-Badekappen. Ich bin zu früh und platziere mich auf einer weissen Liege am Beckenrand. Das Rauschen wirkt betäubend. Durch die Scheibe sehe ich in einen Fitnessbereich im oberen Stock. Eine Person, ich nehme an es ist eine Frau, den Kopf sehe ich nicht, läuft unaufhörlich auf einem Laufband, wie eine Maschine, Schritt für Schritt, Schritt für Schritt.

Schliesslich taucht Joe auf, braungebrannt, ein Badetuch über der Schulter. Mir fällt auf, wie dünn er ist. «Na los», begrüsst er mich, «rein ins warme Nass!»

Es ist sehr warm, und salzig. 36 Grad, steht irgendwo angeschrieben.

Wir lehnen uns an den Beckenrand, wo Düsen den Schulterbereich massieren, weiter drüben sind andere Renter, Joe grüsst ab und zu jemanden.

«Jetzt ist er also doch rein, der Sauhund», sagt er nach einer Weile, zieht die Beine an und macht unter Wasser irgendwelche Gymnastikübungen.

«Ja, eine Riesenschweinerei ist das.»

«Die Welt ist kein friedlicher Ort.» Er holt tief Luft und schiebt sich vom Rand weg in Richtung einer Sprudelbank. «War

sie nie. Wir können uns glücklich schätzen, dass wir hier leben.»

Dann sitzen wir im warmen Sprudel. Meine Badeshorts füllen sich nach kurzer Zeit mit Luftblasen und ich muss sie beim Bund wieder rauslassen.

«Kommst du jeden Tag her?», beginne ich mein Interview.

«Zwei, dreimal die Woche. Immer morgens, da sind weniger Leute. Jetzt am Samstag eher selten, da hat es mir zu viele Kinder. Vorletzte Woche waren noch Skiferien, du kannst dir den Rummel nicht vorstellen, da habe ich dann mal pausiert.»

Er erzählt mir von den Fitnessprogrammen, was er sonst so macht, in einem Verein von Modellbaufreunden ist er, obwohl er selber keine Modelleisenbahn mehr hat, Ausflüge mit Pensioniertengruppen oder auch allein, Ferien in Spanien, Ägypten. Dazwischen wechseln wir in den Aussenbereich und wieder rein zu den Düsen, die in unterschiedlicher Höhe angeordnet sind. Immer wenn ein Klingelzeichen ertönt, bewegt man sich eine Düse weiter, lässt sich zuerst die Fersen, die Knie, das Gesäss, die Nierengegend, dann die Schulterpartei massieren. Ich ziehe jeweils nach.

Joe fragt mich nach meiner Erzählung.

«Gestern habe ich nichts geschrieben», gebe ich zu, «nur die Nachrichten verfolgt.»

«Ja, ja, das verstehe ich schon.»

Ich plaudere etwas über mein Projekt, das ich selber noch nicht so recht erfasst habe, nur dass er nicht am Ende wieder glaubt, ich wolle seine Lebensgeschichte schreiben, was zu Zeit recht im Trend ist, oder ihn als Figur in einen Roman, etwa einen Krimi einbauen... Nein, sein Alltag soll nur als Ausgangspunkt dienen. Und dann in Verbindung gebracht werden mit der Welt, wie sie durch die Medien vermittelt wird. Interessant ist ja, dass man auf der einen Seite dort fast nur Muster findet, die nichts mit uns zu tun haben, da geht's um Prominente, Familiendramen, extreme Hobbys, dann aber immer auch wieder um ganz gewöhnliche Leute von nebenan, die mit

irgendetwas die Aufmerksamkeit der Medien gewinnen, diese Schnittstelle, diese Diskrepanz interessiert mich. Während ich rede, merke ich, dass ich selber nicht recht verstanden habe, worauf es hinauslaufen soll. Aber ich glaube, Joe hört ohnehin nur mit einem halben Ohr zu.

«Hast du gewusst, dass recht viele in meinem Alter schreiben?», fragt er irgendwann.

Ich schüttele den Kopf.

«Eine Art Revue wohl. Über das eigene Leben.»

«Okay.» Ich kann es mir vorstellen. Das sind die Leute, welche die Verlage mit einer Flut schlechter Manuskripte überschwemmen, in der die erfolgversprechenden (wie meine) dann untergehen.

«Na ja, mein Ding ist Schreiben nicht», fährt er fort, «zu erzählen hätte ich schon einiges. KMU, Scheidung... aber wen interessiert das schon?»

Ich lasse die Frage im Raum stehen.

«Zum ersten Mal da?», fragt er nach einer Weile.

Ich nicke.

«Aquafit beginnt in erst um halb elf. Ich zeig dir bis dahin alles.»

Zuerst gehen wir zum Rutschenteil. Dicke Rohre winden sich von weit oben über ein Gerüst nach unten, mal draussen, mal drinnen, mal steiler, mal weniger steil. Eine Tafel gibt Länge und Schwierigkeitsgrad der einzelnen Rutschen an. Sie haben Namen wie «Gletscherbach», «Twister» und «Halfpipe». Auf den Treppen schleppen Kinder aufgeblasene Gummireifen hoch, die grösser sind als sie selbst und andere behindern, auch vor den Startlöchern drängeln Kinder und Teenager. Immer wenn das Signal auf Grün wechselt, stürzen sich ein paar mit vollem Körpereinsatz und laut kreischend in den Tunnel, die Nächsten rücken nach.

«Hast du eigentlich Kinder?», frage ich Joe.

«Eine Tochter, ja. Und zwei Enkelkinder.»

«Und mögen die sowas?»

«Die lieben das. Du musst das auch mal machen.»

Ich schüttele den Kopf.

«Komm schon, du hast dafür bezahlt.»

«Auf keinen Fall.»

«Für die Literatur.»

«Ich rutsche bestimmt nicht durch so eine Röhre!»

«Ich warte unten.»

Joe geht und es bleibt mir nicht viel anderes übrig, als die Rutsche zu nehmen. Ich stelle mich an, wo die Schlange am kürzesten ist, als einziger Erwachsener, und beobachte die Wartenden. Kinder und Jugendliche, viele zu dünn oder zu dick, ältere mit Pickelgesichtern, viele haben etwas Verbissenes, drängeln, schnauzen einander an oder sind überdreht.

Dann stehe *ich* vor diesem Loch, halte mich an der Querstange und werde nervös, fühle mich von allen Seiten beobachtet. Ich müsste mit Schwung da rein, mich dann auf Schulterblätter und Fersen legen, den Körper durchgestreckt, aber ich hasse es, im Dunkeln ins Ungewisse zu rasen, starte daher sitzend und bin bald so langsam, dass ich mich mit den Händen an der Röhrenwand abstossen muss, um überhaupt noch vorwärtszukommen. Die Wand ist mit Lichtreflexen versehen, Sternenhimmel und irgendwelche Figuren. Ich schiebe mich hektisch nach unten, um nicht von den Nächsten eingeholt zu werden, und kurz vor Schluss geht die verdammte Rutsche dann doch noch plötzlich steil nach unten und ich lande Hals über Kopf im Auffangbecken.

Joe steht grinsend am Beckenrand, als ich prustend aufstehe.

Wir schauen noch eine Weile zu, wie ein Kind nach dem anderen ausgespuckt wird, dann gehen wir zurück zum Wellenbad und stellen uns dort an den Beckenrand. Joe unterhält sich mit einem grauhaarigen Bademeister, über das Wetter und die Politik.

«Hockt in seinem Kreml», höre ich letzteren sagen, «und dirigiert eiskalt seine Panzereinheiten ins Nachbarland.»

«Und von den Sanktionen des Westens», kommentiert Joe, «lässt sich der bestimmt nicht aufhalten.»

«Das zeigt nur, wie machtlos alle sind.»

Ich erinnere mich an ein Foto von Macron und Putin, an den gegenüberliegenden Enden eines weissen Verhandlungstisches, der so lang ist, dass sie kaum miteinander reden können, ohne schreien zu müssen.

Alle fünfzehn Minuten erzeugt eine Maschine künstliche Wellen. Dann kommen von allen Seiten die Badenden, drängen nach vorne, lassen sich wieder zurückspülen, springen hoch, wenn eine Welle kommt, es ist ein Auf und Ab von Köpfen und Schwimmkörpern und verdammt laut. Der Bademeister steht mit einem Fuss auf dem Beckenrand und überwacht das Geschehen aufmerksam. Er trägt Adidas-Latschen an den blossen Füßen.

Ich beobachte die Leute im Wasser und stelle mir vor, es wäre eine Flutkatastrophe und sie kämpften um ihr Leben. Ein Mädchen kreischt bei jeder Welle unangenehm laut auf, eine Mutter hebt ihr Kind, das orange Schwimmflügel trägt, jedes Mal hoch über den Kopf und ruft laut: «Hui!»

«Irgendwie bescheuert, nicht?»

«Ach, die sollen sich doch amüsieren», meint Joe. «Das Leben ist hart genug.»

Anna hat mich, als wir gestern die Nachrichten verfolgt haben, gefragt, ob man als ukrainischer Mann jetzt zur Verteidigung gehen müsse, auch wenn die Lage doch hoffnungslos sei. Am Ende verlöre die Ukraine doch sowieso, wieso also noch Unmengen Menschenleben opfern? – Sie hat sich vorgestellt, dass Leon, ihr Sohn aus erster Ehe, in den Krieg müsste. Und ich.

Langsam flauen die Wellen ab. Die Köpfe gehen nur noch wenig hoch und nieder.

«Ihr Künstler seid alles Zyniker», sagt Joe.

«Warum das?»

Aber er lacht nur und klopfte mir auf die Schulter. «Komm, Aquafit.»

Aerobic-Musik, am Beckenrand eine Animatorin, die vorturnt, im Wasser imitieren die alten Leute ihre Bewegungen, teils ungeschickt, aber mit grosser Ernsthaftigkeit.

Ich habe es mir wieder auf der Liege bequem gemacht. Als mein Blick auf den Fitnessbereich über mir fällt, sehe ich wieder die Person in Schwarz, die immer noch genau gleich auf ihrem Lauftrainer geht, Schritt für Schritt, Kilometer für Kilometer, ohne sich von der Stelle zu rühren.